

(Nachdruck verboten.)

1) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die Grete von Pippisdorf am Rhein.

Der taube Pfarrer, von dem sie im Dorfe sagten, er mache alles falsch im Amte, statt Hohn ginge er Süßheit, mit den Chorbuben und auch allein, statt ja sage er nein, und von A bis Z sei es eben nicht recht, der alte Pfarrer hörte nicht nur schlecht, er war auch halbblind und zitterig und vergaß alles. Dieser taube Pfarrer von Pippisdorf am Rhein gab sie zusammen.

Die Grete mit dem Krumen-Hannes. Des Karl-Frieders Grete war nicht schön, aber sie war ein wenig dumm und hatte einen netten Vagen. Denn der Karl-Frieder hatte gestohlen wie ein Rabe, auch sein Vater und Großvater, das lag in der Familie. Langlebig waren sie auch nicht.

Das tat dem Hannes weiter nichts ab, denn dem war das Geld die Hauptsache.

Im Anfange machte er schon verliebte Augen. Darum schnäbelten die beiden Eheleute auch eine Zeitlang wie die Turteltauben und gingen früh zu Bett. Das sagte wenigstens die Was, und die wußte alles, was vorging in Pippisdorf am Rhein.

Tagsüber führte der Krumen-Hannes ein gutes Leben. „Er tat wie ein Herr und das Geld warf er hinaus.“ So sagten die Leute, wenn er ihnen den Rücken wandte im Wirtshaus und sie vorher mit ihm gezecht hatten.

Besonders lieb er das Geld fliegen, als die Grete „so weit war“.

„Wenn man zwar gerecht sein will,“ meinte der Adlerwirt, bei dem der Hannes das meiste Geld liegen ließ, „muß man sagen, ein anderer hätte es auch nicht besser gemacht.“

In Wirklichkeit war aber die Sache so gekommen: Als der Hannes ungefähr das halbe Vermögen der Grete durchgebracht hatte, begann er nachzudenken. Und bekanntlich findet ein jeder, der sucht. Auch der Krumen-Hannes fand, was er brauchte.

Er fand, daß der alte gute Pfarrer ihn ganz falsch zusammengegeben hätte mit der Grete. Wenn es der Pfarrer ja schon recht gemeint hatte, das galt nicht; verheiratet war darum das junge Ehepaar Hans und Grete doch nicht.

So fing der Hannes zu denken an, als die Grete im sechsten Monat ging und „häßlich wie ein Pferd“ wurde. Das sagte einmal die Tochter vom Kreuzwirt zum Hannes, als sie ihm nahe dem Morgengrauen in ihrer Kammer den Hut zum Abschied in die Hand drückte.

Dann sagte der Hannes, als er daran dachte, daß nun schon das halbe Geld flöten war, daß es einfach nicht „urig“ mit der Heirat und er gar nicht getraut sei. Sogar das Wetter war danach gewesen am Hochzeitstag, man denke sich, im Januar, und Bliz und Donner und Schnee. Das konnte einfach nicht richtig sein.

Dann gefiel ihm der Gedanke nicht, daß er nun arbeiten müsse, um Frau und bald auch Kind zu ernähren. Und diese Frau war ja gar nicht seine Frau.

Aber als er so zu denken begann, lebte er getrost noch herrlich draußlos aus der Frau, die gar nicht seine Frau war, ihrem Geldbeutel.

„Und die Grete, das dumme Luder, gab ihm auch noch den letzten Seller“, sagte die Was, als es nun eines Morgens auch mit Hannes „so weit war“.

Niemand konnte das begreifen, daß die Grete alles für den Hannes hergab. Und dennoch war das Rätsel so einfach zu lösen.

Die Grete hatte den Hannes lieb.

Der Hannes aber brannte mit dem letzten Geld der Grete durch nach Amerika.

Die Grete blieb allein. Und aus Schreck, als sie von des Hannes Flucht hörte, fiel sie hin, so lang sie war.

Einige Stunden später kam der Sohn dieser Liebe zur Welt.

Der kleine Frieder.

Aber überwinden konnte die Grete ihr Weh trotzdem nicht. Es nagte ihr am Herzen und ließ ihr keine Ruh's Weinen war ihr Tag und Seufzen ihre Nacht. Wohl war sie dumm, aber ein Menschenherz hatte auch sie und das war geistigkeit genug zur Liebe gewesen. Jetzt war es auch zum Weh recht.

Ein letzter Trost war ihr der kleine Frieder im Anfang. Im Anfang nur.

Dann, es war einige Wochen nach des Hannes Flucht, kam die Post in das Haus der Grete. Die Was war dabei gewesen. Gerade als die Grete den kleinen Frieder rein legte, war es. Sie sagte noch, als sie den häßlichen Knaben, der wie ein Affe aussah, in die Höhe hob und verküßte: „O Du mein Heiland!“

Die Was brummte dazu: „Bei dem der Teufel Pate stand!“

Da kam der Briefbote mit einem Brief vom Hannes. Kurz und bündig teilte der mit, daß er sich als nicht verheiratet ansehe und eine andere drüben nehme, denn der Pfarrer habe Fehler gemacht bei der Trauung. Sie, die Grete, solle sich nun an den Pfarrer halten für den Schaden.

Da ging der Was ein Licht auf. Jetzt wußte sie, woran sie war mit des Kreuzwirts Tochter. Die war mit dem Hannes und nun nahm er die zur Frau. Die würde halt auch „so weit sein“ von ihm. Aber diese Entdeckung, so groß sie war, ließ die Was doch noch sehen, daß bei der Grete auch nicht mehr alles recht war.

Die Grete war bleich und ihre Augen waren erloschet, der Mund zitterte und die Hände bebten. So sah sie da und sagte nichts.

Da rannte die Was gegenüber zum Adlerwirt und holte Schnaps. Sie fand auch noch Zeit, im Adler rasch zu erzählen, was drüben los war. Als sie wieder zur Grete kam, war alles noch gleich, die Grete sah immer noch gleich dumm da wie vorher. Sie sah noch gleich, als ihr die Was ein Trinkglas Schnaps aufnötigte und sie es ausgetrunken hatte.

So sah die Grete noch, als die Was zum zweitenmal Schnaps vom Adlerwirt holte.

„Eins muß man dem Adlerwirt lassen,“ sagte die Was, „den Schnaps gab er umsonst, er hat doch noch ein gutes Herz.“

Als der Abend kam, war die Was berauscht und legte sich ein wenig auf das Bett der Grete. Das kleine Kindlein nahm die Was zu sich.

Die Grete aber sah und staunte und machte große Augen. So nach Mitternacht stand sie auf, trat an das Bett heran und nahm ihren „Heiland“, den kleinen Frieder, heraus aus den Federn auf ihren Arm.

Dann ging sie weg von Pippisdorf am Rhein.

Auf die Landstraße ging sie, immer vorwärts, vorwärts. Immer geradeaus ging sie, das Kind auf dem Arm. Durch den Ortsbann kam sie, links und rechts Flur und Felder, dann durch den Wald. Sie ging voran, ohne umzusehen nach den Nachtgeipenstern, die sie sonst fürchtete.

Auch erschrak sie nicht, als im Wald mit klatschendem Flügelschlag ein Nachtvogel aufschreckte. Sie hörte nichts und sah nichts. Nur der Gedanke erfüllte sie, voranzugehen, weiter, weiter, unermüdet weiter zu ihrem Manne.

Den Brief hielt sie verballt in der Hand. Dahin, wo der Brief herkam, dorthin wollte sie.

Der Morgen graute. Immer noch ging die Grete voran. Sie war unempfindlich gegen alle Mühe und fühlte weder Hunger noch Müdigkeit.

Voran wollte sie, immer weiter, weiter.

Gegen Mittag kam sie durch ein kleines Städtchen. Jedermann, der ihr begegnete, sah verwundert auf Grete.

Sie sah wegmüde und abgerissen aus. Ihr billiger Hausrock aus Kattun war unten zerfchlissen, die Tuschuhe waren nur noch Fetzen. Die Buben, die ihr in die Quere kamen, schrien ihr nach. Und besonders gute Bürger schüttelten ob solcher Verwahrlosung das Haupt.

Sie aber sah nichts und hörte nichts. In ihr war nur eine ungeheure Macht, die zu ihrem Willen wurde. Weiter ihm entgegen! Ihre Liebe und dunkle Gefühle trieben sie voran

Gegen Abend begegneten ihr auf der Landstraße zwei berittene Gendarmen. Die hielten die Grete an. Dumm sah das Weib auf. Sie verstand nicht, was die Leute von ihr wollten. Sie sagte nichts und wollte weitergehn. Da hielten die Gendarmen das Weib zurück. Barsch fragten sie nach Papieren.

Da riß die Grete sich los und rannte selbein, wild und angstvoll. Die Gendarmen ritten ihr nach und faßten das Weib derb an.

Da schrie die Grete wild auf und gell. Sie schlug mit einer Hand um sich und mit der anderen preßte sie ihr Kind an sich.

Aber alle ihre Mühe nützte sie wenig. Die Gendarmen fesselten die Landstreicherin und führten sie nach der Wache.

Und da war die Grete wie mit einem Male still und ruhig. Nur leise kam ihr ein Weinen an. Das war alles.

Nach auf der Wache war sie still und weinte nur. Nur noch weinen konnte sie. Auch ihr Kind begann zu wimmern. Sie hörte nichts. Barsch hieß sie der Gendarm das Kind stillen. Grete hörte nicht hin, noch verstand sie den Mann. In ihr war eine dunkle Nacht aufgegangen. Schwarz und düster. Alles, alles war ausgelöscht in ihrem Gemüte, nur ein unsägliches, trauriges, weinerliches Weh war in ihr erwacht, das quälte sie und sie weinte unaufhörlich.

Als die Polizei kein Wort aus dem Weib herausbekam, schickten sie nach dem Polizeiarzt.

Der Arzt ließ die Landstreicherin im Irrenhaus unterbringen. Dort verstarb sie bald. Aber all ihr Tun und Treiben bis zur Agonie war grämliches Weinen.

Der Findling von Gutenberg.

Als die verrückte Landstreicherin ins Narrenhaus abgeliefert wurde, mußten die Gutenburger den Säugling, den das Weib mit sich geschleppt hatte, behalten. Es war schon ordentlich frisch gewesen, als die Gendarmen Weib und Kind einfingen. Die gute Obrigkeit von Gutenberg hoffte deshalb wohlgenut, der kleine Knabe würde eine solche Erkältung weghaben, um ein schönes Grab auf dem Friedhof von Gutenberg auszufüllen. Vorerst übergab die Behörde das Kind der Hebamme.

Aber der Findling tat den Guten von Gutenberg den Gefallen mit dem Sterben nicht. Er blieb am Leben, und mit argem Geschrei verlangte er seiner leiblichen Bedürfnisse Befriedigung.

Da ward das Gemüt der Obrigkeit weniger wohlgenut, und sie verlegte sich auf das Nachdenken, wie dem Schaden zu begegnen sei.

Und als die Hebamme nach einer Woche eine Rechnung für Milch und Abwartung stellte, die bedenklich hoch für den Gemeindefadnel war, meinte der Bürgermeister: „Der Bub lauft ja mehr Milch als ein Mästkalb.“

Aber die Hebamme machte Krach und wollte Geld, andernfalls sie den Findling der Obrigkeit aufs Rathaus bringe.

Da zahlten die Stadtväter.

Nach am selbigen Tage hatten sie eine geheime Versammlung im Rathaus, setzten ihre wichtigsten Gesichter auf und waren in corpore anzuschauen, als hätten sie über Krieg und Frieden der Nation zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

So hat ein jeder seinen Kummer.

8)

Von D. H i s m a n.

Deutsch von Werner Peter Larsen.

V.

Nach einer Stunde war der Gottesdienst beendet. Und Staunen, Unruhe, ja tiefstes Befremden erfüllten Alara Moissejewna, als sie beim Verlassen des Domes von weitem die Miene ihres Mannes sah.

Diese Miene war traurig, mürrisch und finster. . .

„Was ist denn los? . . . Was in aller Welt ist passiert?“ fragte sich Alara Moissejewna angstvoll.

Sie drängte sich eilig durch die Menge und erwißte ihren Mann bei der Hand.

„Lazar . . . Dul . . . Was ist denn los?“

Lazar Mironowitsch antwortete nicht.

Sein Gesicht aber wurde womöglich noch finsterner.

„Was ist denn geschehen? Mein Gott! . . . Was hast Du denn? So sprich doch!“

„Warte“, sagte der Konsul schroff. „Na, so Warte doch ge-

fälligst! Laß uns vor allem mal aus dem Gedränge herankommen!“

Sie gingen miteinander auf die andere Seite hinüber, wo der Wagen wartete und stiegen ein.

Nach einer Weile sagte der Konsul, ohne seine Frau anzusehen, noch immer völlig zerknirscht und bleich:

„Nach was habe ich denn nun ausgesehen?“

„Wie? Du? . . .“

„Ja, ich, ich! . . .“

Frau Zipler starrte ihren Mann fassungslos an.

„Nach was hast Du denn ausgesehen?“

„Nach was wohl! Wie wohl! Wie irgendein Stroch — wie ein Strauchdieb — wie ein hergelaufener Vagabund — — —“

Frau Zipler war sprachlos.

War denn ihr Mann nicht herlich gewesen? Hatte er nicht ausgesehen wie ein junger Gott, wie ein Minister?

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte sie.

„Du verstehst nicht?!“ schrie Lazar Mironowitsch. „Natürlich! Weil Du dumm — weil Du eine Gans bist! Weil Du Stroch und Grübe im Kopf hast, weil Du unfähig bist, die einfachsten Dinge zu verstehen. . .“

Die Pferde bogten auf das Holzpflaster ein, und der Wagen rollte fast geräuschlos dahin. Die Sonne schien trotz des Dembertages warm und hell. Es war klares trodenes Wetter, und auf der Sonnenseite der Straße promenierte aus Anlaß des Festes eine gepukte Menge.

„Sie versteht nicht!“ grollte der Konsul. „Der Stadthauptmann — den Stadthauptmann hast Du doch wohl gesehen? Nun, wie sieht der aus? Hier — — allein solche Spauletten!“

Lazar Mironowitsch machte eine Bewegung, nach der man annehmen mußte, die Spauletten hingen dem Stadthauptmann bis über die Finger herab.

„Aber Lazar“, stammelte Alara Moissejewna entsetzt, „um Himmelswillen, das ist doch auch der Stadthauptmann! Das ist doch die Behörde! . . .“

„So —? Und ich? Und meine Würde? Bin ich etwa keine Behörde? Bin ich etwa keine offizielle Persönlichkeit? Antworte mir, ich frage Dich: bin ich das oder bin ich das nicht?“

„Ach, Alara Moissejewna verstand kein einziges Wort. . .“

„Dem hilenischen Untertanen gegenüber bin ich Vorgesetzter und Behörde! Und nach was sehe ich aus? Wie laufe ich umher? Im Frack! . . . Ist das nicht geradezu lächerlich? Als Vertreter einer auswärtigen Macht — im Frack?!“

Die Pferde nickten von Zeit zu Zeit mit den Köpfen und liefen den gewohnten stinken Trab; auf der Sonnenseite der Straße aber wogte nach wie vor die bunte lichtüberflutete Menge.

„Im Frack! . . . Wenn ich mir im Restaurant ein Kotelet bestellen, ja meinetwegen einen Heringschwanz, so serviert man mir diesen Heringschwanz auch im Frack. . . n Tag!“ antwortete er mürrisch auf irgendeinen Gruß, indem er knapp den Zeigefinger an den Hutrand brachte.

„Und dazu — um im Frack einherzulaufen — dazu also bin ich Konsul? Dafür habe ich mich gequält und geplagt —?!“

Ja, nun verstand auch Alara Moissejewna. . .

In der Tat — ein Frack. . .

„Ich bitte einen Menschen mir zu sagen: Was ist ein Frack?“

„Ein Frack ist ein Frack. Nichts mehr.“

Und Alara Moissejewna ließ geknickt den Kopf hängen. . .

VI.

Zu Hause ließ Lazar Mironowitsch lange im Wohnzimmer auf und ab, riß und zerrte den Frack hin und her und zeterte:

„Du standest weitab — Du standest im Publikum — darum hast Du nichts gesehen: der belgische Vizekonsul zum Beispiel — und dabei ist er doch schließlich bloß Vizekonsul! — na, wie sieht er aus? — Blaue Hosen mit goldenem Längsstreifen — so breit — und dazu unter dem Rock einen Degen.“

„Einen Degen sogar?“

„Oder der österreichische Konsul mit dem Dreispitz! Oder der rumänische Generalkonsul! Das sieht doch nach was aus! Ja, Chazkelewitsch — selbst der verkaufte Chazkelewitsch, der nicht den zehnten Teil dessen hat, was bei mir auf dem Schriech liegt, — selbst der läuft umher mit gesticktem Kragen und roter Uniformbrust! Und ich — ich muß dastehen im Frack, wie ein verhungertes Handlungsgehilfe, den ich draußen an der Tür betteln lasse. . .?“

Nun sah auch schon Alara Moissejewna finster und grollend da. Die gigantischen in den Berliner Brustpanzer verstaute Melonen hoben und senkten sich stürmisch. Bisweilen feuerte ihre Inhaberin tief auf und dann begann auch ihr volles Doppelpfein zu wogen und zu wanken.

„Bei Licht besehen“, sagte der Konsul mit gedämpfter Stimme, „bei Licht besehen ist ja dies ganze Chile ein großes Dredneht!“

Alara Moissejewna fuhr zusammen und sprang auf.

„Lazar!“ bat sie flehentlich und blickte sich in Todesangst um. „Um Himmelswillen. . .“

„Ein Dredneht, sage ich!“

Lazar Mironowitsch stampfte zornig auf.

„Jawohl, ein Dredneht! . . . Der Vertreter eines Staates — im Frack! Hat man schon so was gesehen! Das ist Schuld der Regierung! Sie versteht nicht, ihr Ansehen zu wahren. . .“

Herr Zipfel bekam ein dickes Kontorbuch zu fassen und schleuderte es gegen das Pariser Postament aus echter Bronze.
 „Regierung! Staat! Schöner Staat! . . . Um was ist es ihm denn im Grunde schade? Verlang ich etwa, daß er mir eine Amtstracht macht? Auf seine Rechnung womöglich? Verlang ich etwa das? Ich habe, gottlob, satt zu essen! Und zu der Amtshose reicht es auch noch . . . Und um ihr ganzes Ministerium von Kopf bis zu Füßen einzulieken, auch noch . . . Und zu einer Hofe für den Präsidenten auch noch . . . Wenn aber da drüben nichts als Narren sitzen, ohne Einsicht und Verstand, dann mag sie der Teufel holen!“

Mara Moissejewna lief inzwischen von einem Ende des Wohnzimmer zum anderen und schlug die Türen zu.

„Du solltest doch lieber leiser sprechen“, mahnte sie.

Aus ihrem bleichen, verängstigten Gesicht hätte ein unbefangener Beobachter schließen müssen, daß in den Nebenzimmern ganze Trupps von Chilenen hausten, die samt und sonders dastanden und begierig die Ohren spitzten.

„Der Teufel mag sie holen!“ schrie Lasar Mironowitsch. „Ich brauche sie nicht. Ich für meine Person finde jederzeit einen anderen Staat . . .“

Er riß sich den Frack vom Leibe und schleuderte ihn mit einem energischen Wurf gegen den großen Kaktustopf. Dieser Kaktustopf jedoch stammte nicht aus Paris, sondern war ein Erzeugnis einheimischen Fleisches.

„Und weißt Du auch, warum sie keine Trachten haben?“ fragte er plötzlich. „Weißt Du warum?“

„Wie soll ich denn das wissen?“

„Weil sie eben — Sozialdemokraten sind!“

Lasar Mironowitsch kreuzte die Arme über die Brust, stellte das eine Bein in der Art Napoleons vor und blickte seine Frau durchbohrend an.

„Dieselbe Sorte wie dieser verkaufte Boriska Lewitin . . . Freiheit! Republik! . . . Demokratische Republik! . . . Da brauchen sie schon keinen Anstand mehr! Und keine Vorgesetzten und keine Behörde, wozu auch? Freiheit — das ist das einzige — ganz wie unsere hier. . . O, Pest und Cholera . . .!“

So marschierte Herr Zipfel mit gekreuzten Armen noch lange im Zimmer auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Anfängen der preußischen Industrie.

In seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg schreibt Friedrich II., daß von den 400 000 Franzosen, die ihr Vaterland nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes verließen, zirka 20 000 nach Brandenburg flüchteten. Sie waren nicht die Reichsten der Hugenotten, aber die Betriebsamsten, und er fügt wörtlich hinzu: „Sie halfen unsere verödeten Städte wieder bevölkern, und verschafften uns die Manufakturen, welche uns mangelten.“

Selbstverständlich haben die französischen Flüchtlinge unsere Industrie nicht auf einmal zu einer Exportindustrie entwickelt, sondern erst das Land industriell selbstständig gemacht.

Bis zum Jahre 1685/86 war wohl Frankreich Lieferant von ganz Europa für alle Arten Velleidungstoffe. In Reims waren zu dieser Zeit 1812 Webstühle, nach Abgang der Hugenotten blieben nur noch 950 übrig. Der Kurfürst von Brandenburg, der den französischen Flüchtlingen eine Zuflucht anbieten ließ, ging systematisch vor in der Anwerbung von gelehrten Manufakturarbeitern. Es entstanden in Brandenburg unter seiner Regierung 47 französische Kolonien. Die Hauptniederlassungen waren Berlin und Umgebung, Magdeburg, Stettin und Halle, sowie alle kleinen Städte der Uckermark, wo sich die meisten französischen Tabakbauer niederließen. In Halle befindet sich jetzt noch eine große Tuchfabrik, über deren Tür man in Stein gebauen die Inschrift liest: Mit Privilegium vom 14. 2. 1687. Die Bewohner der Stadt Halle machten den Franzosen zuerst Schwierigkeiten, aber bald versöhnten sie sich mit den Fabrikinhabern, die viele deutsche Hände beschäftigten und zwar in Sammetfabriken, Bandfabriken, Gerbereien usw.

Im Jahre 1700 beschäftigten die Tuchfabriken der Hugenotten Claparède, Wallentin und André mit 34 Webstühlen über 100 Arbeiter und 400 Spinnerinnen; im Jahre 1709 waren in Magdeburg schon 700 Webstühle in Tätigkeit, die jährlich 18 000 Duzend Paar Strümpfe fabrizierten und im Verhältnis dazu tollene Stoffe aller Art, besonders Zuckerbeuten. Erwähnt seien noch die Zapetenfabrik von Ruffel und die Sutfabrik Pellsu.

Durch Edikt vom 6. Juni 1721 beschließt König Friedrich Wilhelm I., Zirkulare drucken zu lassen, um französische Kolonisten für Stettin anzuzwerben. Er stiftete 50 Webstühle für „Manufakturiers“ gegen einen Zins von 2 Talern pro Jahr. Im nächsten Jahre drohte er mit Gewalt die feindliche Strömung gegen die Fremden zu brechen, und wir sehen in dem Bericht der Stadt an den König zwei Jahre später, 1723, daß die Stadt von den 89 französischen Familien einen Nutzen von 13 316 Talern hatte, und

daß die Kolonie an Akzisen jährlich 4758 Taler zahlte. Am Rande des Berichts schrieb der König: „Tres bonus“.

In ganz Brandenburg blühte bald die Tabakindustrie, die sich hoch entwickelte. In der kleinen Stadt Neuhaldensleben wurden im Jahre 1798 1812 Zentner trockene Tabakblätter versteuert, zum damaligen Preise von 6 Talern waren es 10 875 Taler.

Nach Berlin und Umgebung zogen die meisten Kolonisten; im Jahre 1700 zählte Berlin mit Willich rund 22 000 Einwohner, darunter 4292 Hugenotten, also wohl ein Fünftel der Bevölkerung. Hier waren auch die Strumpffabrikanten und Arbeiter am zahlreichsten. Es gab 104 Goldarbeiter, Juweliere und Steinschneider zählte man 52, Posamentiere 20, Friseur und Perückenmacher 36, Bäcker 24. Das erste Hotel wurde von einem Hugenotten begründet, und nannte sich Hotel de Paris; dann etablierten sich 19 andere Gastwirte. In der Französischen Straße waren allein 50 Hugenotten Hausbesitzer. Sie stellten an die Wohnhäuser größere Anforderungen, als zur damaligen Zeit hier in Berlin üblich, und bauten sich daher vielfach ihre Häuser selbst. 82 Kaufleute waren überall in der Stadt verstreut, ebenfalls 24 Bäcker, die feineres Brot herstellten als bisher bekannt war; 17 Brauer richteten Brauereien in der Umgebung ein; einem gelang es, das später so beliebte „Berliner Weißbier“ zu erfinden. 27 Gärtner bauten zum ersten Male in der Umgebung von Berlin Gemüse an, und zeigten hier die Kunst der Anlage von Mistbeeten und Treibhäusern.

Im Jahre 1781/82 ließ der Berliner Uhrenfabrikant Havelac im Friedrichthal bei Oranienburg 13 Häuser bauen für Uhrmacher, die er auf seine Kosten aus Frankreich kommen ließ, der beste Beweis, daß die einsichtigen Industriellen den Vorteil erkannten, den sie aus der feineren Kunst der Franzosen ziehen konnten. Von der Zeit an, wo die französischen Kolonisten in Köpenick Färbereien und Zeugdrudereien errichteten, und sich 42 Schneider in Berlin niederließen, bezogen die Edelleute und Beamten ihre Kleider nicht mehr aus Frankreich. Weniger Erfolg hatten die Franzosen, die Maulbeerplantagen in Roabit anlegten, obgleich im Jahre 1703 Jean Lagier in Köpenick eine Produktion von 5—6 Pfund Kokons erzielte.

Die Fabrikation von Lein- und Rübsamenöl war vor ihnen in Brandenburg unbekannt. In Brenzlau errichteten sie die erste Oelmühle. Die ersten in Zinnformen gegossenen Lichte wurden hier von David und Toussaint hergestellt, und später in 43 anderen Fabriken. Im Schlosse Ronbijou sehen wir noch Spiegel, die aus der ersten Glashütte in Neustadt stammen. In der jetzigen Universitätsstraße zu Berlin richtete Charles Bignes eine Zapetenfabrik ein, die mehrere hundert Arbeiter beschäftigte und nicht nur für ganz Deutschland fabrizierte, sondern auch nach Rußland, Schweden und Dänemark exportierte.

Besonders blühte ein Handels- und Industriezweig der Hugenotten, nämlich die Kurzwaren, Metallarbeiter, Waffenarbeiter und Schlosser erhielten vielfach Privilegien. Bis 1700 war die deutsche Goldschmiedekunst nur in Augsburg und in Nürnberg vertreten. In diesem Jahre etablierten sich 62 selbständige französische Meister in Brandenburg. Die Kupferschmiede hatten auch hervorragende Vertreter, und der Metallguss erhielt durch die französischen Refugiés große Förderung. Ebenso die Emailmalerei.

Erwähnt sei noch, daß das Königliche Leihhaus von einem Franzosen begründet wurde, als Bankhaus für kleine Leute; es hieß Adressenbureau.

Kleines feuilleton.

Sozialhygiene.

Kindersterblichkeit und Wohnungsverhältnisse. Die abnormen Witterungsverhältnisse des vergangenen Sommers haben natürlich besondere Einwirkungen auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung gehabt; namentlich machte sich eine überaus hohe Säuglingssterblichkeit bemerkbar. Darüber sind nun mehrere Untersuchungen veröffentlicht worden, von denen die bemerkenswerteste die des Arztes Dr. Rietschel-Dresden in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ist. Abweichend von den bisherigen Lehrmeinungen über den sommerlichen Anstieg der Säuglingssterblichkeit findet Dr. Rietschel den Grund dafür in den elenden Wohnungsverhältnissen, unter denen namentlich die proletarische Bevölkerung besonders schwer zu leiden hat. Die Säuglingssterblichkeit hat zwar bei uns seit 1863 in Stadt und Land einen andauernden Rückgang zu verzeichnen, aber trotzdem macht sich jedesmal im Sommer ein Anstieg bemerkbar, und zwar merkwürdigerweise nur in der Stadt. Auch ist die Abnahme der Sommersterblichkeit merklich geringer als die allgemeine Säuglingssterblichkeit. Derartige Beobachtungen haben schon früh die Aufmerksamkeit der Ärzte wachgerufen, und schon im Jahre 1789 beschäftigte man sich in Amerika mit dieser Erscheinung. Sie wurde aber lange Zeit in Europa als spezifisch amerikanische Krankheit angesehen, da man sie beispielsweise in Deutschland nicht vorfand. Hier trat sie erst mit dem Einsetzen des industriellen Aufschwungs zutage.

Wie die soeben abgeschlossenen Untersuchungen nachweisen, ist die hohe Säuglingssterblichkeit in auffallend vielen Fällen auf einzelne Stadtviertel, Straßen, ja sogar einzelne Häuser beschränkt, außerdem aber wiederum abhängig von der Lufttemperatur, das heißt zusammenfassend betrachtet, von dem **Wohnungsclima**.

Nietschel stellte wiederholt fest, daß die Wohnungstemperaturen in sehr vielen Proletariatswohnungen im Sommer noch bedeutend höher waren als die Außentemperatur, was sich aus der häufig anzutreffenden gleichzeitigen Verwendung eines einzelnen Raumes als Koch-, Wohn- und Schlafraum leicht erklären läßt. Diese durch die Notlage der arbeitenden Bevölkerung bedingte ungesunde Wohngelegenheit macht sich auch im Winter geltend, wo ver-
 artige Tropentemperaturen, verbunden mit schlechter, verbrauchter Luft in Proletariatswohnungen sich sehr oft bemerkbar machten. Nicht die Bereisung der Milch, die die Kinder zuweilen im Sommer trinken müssen, macht krank — leicht angesäuerte Milch ist keineswegs schädlich, ja Buttermilch ist sogar in den modernen Kinderkliniken ein direkt unentbehrliches Nähr- und Heilmittel geworden. Vielmehr ist es die Einwirkung der Hitze, die echte Hitzeerschläge, Krämpfe usw. bei den Säuglingen erzeugt und in so verhängnisvoller Weise die Sterblichkeitskurve erhöht, indem sie die allgemeine Widerstandskraft des Körpers gegen Schädigungen von außen herabsetzt.

Unterstützt wird diese Ansicht Nietschels durch die Angabe von Dr. Liefmann in der „Medizinischen Klinik“, der feststellte, daß die Kinder, die im Keller wohnten, eine nur wenig vermehrte Sterblichkeit zeigten, obwohl diese doch oft dieselbe auf dem Transport angeäuerte Milch trinken mußten. Neben leichter Kleidung im Sommer und kühlenden Bädern, die man den Kleinen verabreichen soll und welche eigentlich nur als Palliativmittel Geltung haben, muß vor allem für eine gründliche, großzügige Wohnungsreform zugunsten derer Sorge getragen werden, die im „Jahrhundert der Hygiene“ noch in stidigen, allen sanitären Vorschriften höhnisch sprechenden Räumen zu hausen gezwungen sind.

Haushirtschaft.

Polenta. Wenn Kartoffeln und Gemüse schlecht geraten und teuer sind, wird die denkende Hausfrau die Mehlspeisen stärker für den täglichen Tisch heranziehen. Unter diesen gibt es eine ganze Anzahl sehr einfach herzustellender Gerichte, die sich in früheren Zeiten in Deutschland allgemeiner Beliebtheit erfreuten, bis sie so-
 zujagen aus der Mode kamen, weil die Kartoffel sie mehr und mehr verdrängte. Hirsebrei, Buchweizengrütze, Habermus sind solche alten Volksspeisen. Ganz in Vergessenheit geraten ist der Maisbrei, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch ein bekanntes norddeutsches Gericht war, dem damals nur der Buchweizenbrei Konkurrenz machte. In anderen Ländern hat der Maisbrei im Lauf der Zeiten nichts von seiner Volkstümlichkeit eingebüßt, so in Irland, in den Vereinigten Staaten, vor allem aber in Italien, wo der Maisbrei unter dem Namen Polenta eine der beliebtesten National-
 speisen ist.

An Nährwert steht der Mais unseren einheimischen Körnerfrüchten nicht nach. Sein Eiweißgehalt ist etwas geringer als der von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, aber Mais übertrifft sie im Gehalt an Fett und Kohlehydrate (Stärke und Zucker). So ist er also ein durchaus empfehlenswertes kräftiges Nahrungsmittel. Maisgries von hochgelber Farbe, der zur Herstellung von Polenta verwendet wird, kostet in größeren Kolonialwarengeschäften 17 Pf. das Pfund. 1/4 Pfund Maisgries reicht für 2 Personen.

Polenta in Milch. 1/4 Pfund Maisgries wird unter ständigem Quirlen in knapp 1/4 Liter kochender Milch geschüttet. Eine Prise Salz wird hinzugefügt, nach Belieben auch ein Stückchen Zimmt. Unter fleißigem Rühren wird die Polenta einige Minuten durchgekocht und der zugedeckte Topf dann für 1 1/2 Stunden in einen anderen, passenden Topf mit kochendem Wasser auf kleines Feuer gestellt oder man gibt das Gericht für 2 Stunden in die Kochliste. Man würzt beim Anrichten noch mit etwas Zucker und reich geschmortes frisches Obst oder Vadobst dazu.

Wasserpolenta. 1/4 Pfund Maisgries wird in knapp 1/4 Liter kochendem Wasser wie oben angegeben gar gemacht. Man fügt Salz und etwas Fett hinzu. Diese Polenta paßt als Zuspeise zu Schmorfleisch, Souladen, Gulasch, Ragout und dergleichen.

Gebadene Polenta wird aus erlakteten Resten hergestellt. Man schneidet sie in Scheiben, wälzt sie in Mehl und bäckt sie in Fett zu hellbrauner Farbe. Die Milchpolenta bestreut man mit feinem Zucker, die Wasserpolenta mit geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse. Diese Zugabe von geriebenem Käse nach italienischer Sitte erhöht nicht nur Nährkraft und Wohlgeschmack der Speise, sondern bewirkt auch, daß die Nährstoffe der Polenta — bei Macaroni und Reis mit Käse ist dasselbe der Fall — im Körper vollkommener ausgenutzt werden.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
 Schachklub von Montreal.

Schachnachrichten. Auf den Schachspalten unserer Aeußerungen in der Schachspalte vom 30. September reagiert das Organ des Deutschen Schachbundes, die „Deutschen Schachblätter“ in Nr. 8 in folgender, auf eine politische Denunziation hinauslaufende Weise: „Der seit einiger Zeit in München lebende russische Sozialist Alapin benutzt natürlich auch das eben beendete glänzende Karlsbader Turnier dazu, um in gewohnter Weise gegen den

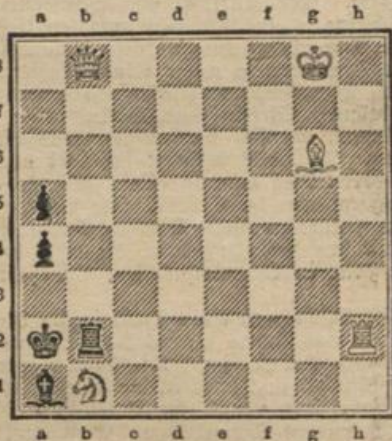
Deutschen Schachbund zu hetzen. Das in seinem Leiborgan, dem Berliner „Vorwärts“ enthaltene Gloriat ist ein so glückliches Gemisch von Bosheit und Unberstand, daß wir es unseren Lesern doch nicht vorenthalten wollen. Es lautet buchstäblich: „Es folgt nun das Zitat aus unserer Spalte vom 30. September: „Zu Ehren des Karlsbader Komitees (Herr B. Tieg) sei erwähnt, daß es mit den Traditionen des Deutschen Schachbundes“ gebrochen hat und, anstatt die Turnierfonds mit Festessen und Ausflügen zu vergeuden, lieber darauf bedacht war, das Geld zur teilweisen Deckung der Speisen aller Nichtpreissträger zu verwenden. So fielen diesmal die Freierei, die Loaste auf Potentaten und sonstiger Klim-
 bim weg... Man kommt nicht essens- oder schwagens-
 halber zu einem Schachturnier, sondern um Spielleistungen zu vollbringen. Und dies ist diesmal reichlich geschehen... Der Vorsitzende des Deutschen Schachbundes war nur zwei Tage Gast und verhiwand, weil es keine Gelegenheit gab, gegen die „Professions-
 spieler“ Reden zu halten... Die „Professionspieler“ sind nämlich Leute, die ihre Liebhaberei (!) zum Schach so weit treiben, daß sie der Sache, wie begeisterte Derwische, ihre Karriere, Zeit, Mühe und sonst alles opfern! Aus der „Philippika“ gegen diese Galire des Schachs machen sich die „Amateure“ (?) des Deutschen Schachbundes eine ehrenvolle (?) „Profession“... Sapiienti sat!...“

S. Alapin.“
 Nach diesem Zitat fügen die „Deutschen Schachblätter“ (Prof. Gebhardt in Koburg) noch folgendes von sich hinzu: „Allerdings! Sapiienti sat! Habeat sibi! Ein jedes Tierchen hat sein Pfäffchen.“

Wir gestatten uns hierauf nur folgendes zu erwidern: 1. Wir danken Herrn Prof. Gebhardt dafür, daß er durch den Nachdruck des obigen Zitats für die von uns auch jetzt vollauf vertretenen Ideen auch in Kreisen seiner Leser Propaganda gemacht hat. 2. In unseren oben zitierten Worten ist kein „Hetzen“, sondern nur eine Mißbilligung enthalten. Diese Mißbilligung bezieht sich übrigens keineswegs auf den „Deutschen Schachbund“ als solchen, sondern nur auf die jetzige Bundesverwaltung. Prof. Gebhardt konnte auch keinen Zweifel hierüber hegen. Wir verweisen auf die ihm sicherlich bekannten Äußerungen unserer Schachspalte vom 5. November 1910 gelegentlich seines unqualifizierbaren Vorgehens gegen den toten (!) Meister Swiderski. Jene Äußerungen lauteten buchstäblich wie folgt: „Es ist nicht richtig zu sagen, Meister Swiderski sei kein Freund und Gönner des Deutschen Schachbundes gewesen. Im Gegenteil, wie sämtliche Meister hatte er für den Deutschen Schachbund als Institution nur Gefühle aufrichtiger und warmer Sympathie. Nichtig ist vielmehr, daß der verstorbene Meister — in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Majorität seiner Kollegen übrigens — kein Freund und Gönner der gegenwärtigen Verwaltung des Deutschen Schachbundes war. Und hierin liegt ein Riesenunterschied.“

Auf dem Standpunkte dieses „Riesenunterschieds“ (!) stehen wir auch jetzt noch.

3. Dieser Standpunkt wird auch nicht von uns allein eingenommen. Am 17. Oktober 1911 hat nämlich die diesjährige Generalversammlung der „Berliner Schachgesellschaft“ (also ein durchaus bürgerliches Institut!) mit überwiegender Majorität den offiziellen Beschluß gefaßt: „Für die Dauer der Amtsführung von Professor Gebhardt aus dem Deutschen Schachbunde auszutreten.“ Schwerlich dürfte es jemanden einfallen, die „Berliner Schachgesellschaft“ als eine Gesellschaft „russischer Sozialisten“ zu denunzieren!... Zur Mißbilligung der Äußerungen von Professor Gebhardt bedarf es gar nicht der hohen sozialistischen Ethik! Die Ethik der bürgerlichen Parteien genügt vollauf dazu.



*) Wir geben gerne zu, daß uns hier ein bedauerlicher Schreibfehler unterlaufen ist, indem wir sagen wollten: mit den Traditionen der Bundesverwaltung (!) des Deutschen Schachbundes.